

# Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(5. Fortsetzung.)

„Ich brauche mein Porträt nicht; seit fünfzig Jahren sehe ich mich in dem Spiegel, das genügt mir. Und dann verbiete ich Ihnen, mich „Mütterchen“ zu nennen, denn ich habe keine Kinder, und auch keinen Mann, Gott sei Dank!“

„Gut, dann werde ich „Frauäulein“ sagen.“

„Machen Sie keine Späße, das liebe ich nicht; was wollen Sie?“

„Ich möchte wissen, ob bei Ihnen nicht ein junges Mädchen gewohnt hat, das mich interessiert.“

„Aha, dachte ich es mir doch; ich habe mir gleich gedacht, daß Sie in ihrem Auftrage lämen.“

„An wessen Auftrage?“ fragte Binos, ziemlich verdubt.

„Na, mein Gott, stellen Sie sich noch nicht so dummen an; Sie kommen von der Italienerin, der Bianta.“

„Nun, da Sie es errathen haben, so brauche ich ja nicht erst zu widersprechen.“ murmelte Binos jubelnd.

„Was wollen Sie denn von ihr,“ fuhr die Alte fort, „hat sich die Kleine etwa in Sie verliebt und habe ich sie darum drei Tage lang nicht gesehen? Nun, mir soll's gleich sein, ich frage nicht darnach; aber wahrscheinlich kommen Sie, um ihren Koffer zu holen.“

„Aber liebe Frau...“

„Ich bin nicht Ihre „liebe Frau“; wenn ich daran denke, daß Sie sie in Ihre Schlingen gelockt haben, so steigt mir das Blut zu Kopf. Hat sie Ihnen Ihnen vielleicht erzählt, wie sie zu mir gekommen ist? Nein! Nun, dann will ich's Ihnen sagen; es war am Abend, und es regnete heftig. Da kommt sie in meine Loge mit einem Jungen, der ihren Koffer trug.“

„Madame,“ sagte sie zu mir, „konn-ten Sie wohl ein nicht allzuheures Zimmer ablassen? ich habe nicht viel Geld, aber ich werde Ihnen täglich bezahlen.“

„Während sie mir das sagte, betrachtete ich ihr Gesicht und fragte sie, ob sie Papierre hätte; sie reichte mir einen italienischen Paß... Sängerin! und dabei kam sie zu Fuß vom Lyoner Bahnhof, um das Geld für den Finter zu sparen.“

„Ich danke Ihnen.“

„Wenn ich nur begreifen könnte, warum sie sich eigenlich dün Sie verliebt hat, nein, sind die Mädchen dumm!“

„Doch ich verliere mein Zeit,“ fuhr die zornige Wirthin fort, „und habe anderes zu thun, als mit einem solchen Galgenvogel, wie Sie es sind, zu sprechen. Ich finde, ich habe mich schon viel zu lange mit Ihnen unterhalten, also verschwinden Sie!“

„Nicht eher, als bis Sie mir gesagt haben...“

„Was? was wollen Sie nach? Haben Sie sich etwa in den Kopf gesetzt, ich solle Ihnen die Sachen der Kleinen geben? Na, so dumm! Sie wären im Grunde, sie ins Verhängnis zu tragen. Man würde allerdings darauf noch nicht einmal sechs Francs leihen, die sie mir für Miethschuldigkeit, doch das thut nichts. Ich habe ihren Koffer, und den behalte ich. Sie können ihr sagen, wenn sie ihn zurückhaben will, so werde ich ihn geben, auch ohne meine sechs Francs zu verlangen.“

„Aber wollen Sie mich nun auch einmal ein Wort sprechen lassen,“ unterbrach sie Binos, „ich bin doch nicht zum Vergnügen hierher gekommen.“

„Nein, Biantas wegen sind Sie hergekommen!“

„Allerdings, ihretwegen, aber sie schickt mich nicht etwa, denn sie ist tobt!“

„Tobt!“ rief die Alte, „na, dieser Scherz geht zu weit!“

„Das ist kein Scherz; das junge Mädchen, welches Sie Bianta nennen, ist tobt, und wenn Sie glauben, daß ich läge, so brauchen Sie nur nach der Morgue zu gehen, dort liegt sie seit drei Tagen.“

„Seit drei Tagen?... woher wissen Sie denn aber, daß sie bei mir wohnte?“ fragte die Alte mißtrauisch.

„Das kann ich Ihnen mit wenigen Worten erklären: ich habe mich gedacht, sie müßte hier in dieser Gegend wohnen, und zwar in einer möblirten Stube.“

„Ah, Sie gehören also zur Polizei?“

„Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstellen: Jacques Binos, Maler. Ich bin in die Morgue gegangen, und habe die Unglückliche gesehen... und als ich erfuhr, daß sie niemand re- cognosziert hat, habe ich zu meinem Privatbergnügen Nachforschungen angeestellt; und wie ich sehe, habe ich recht darn gethan, denn wenigstens wird man jetzt ihren Namen auf den Todtenschein und auf das Holz- kreuz legen, das ich auf ihrem Grabe errichten lassen werde.“

„Ihr Name, ihr Name, aber zu dem

„Gewiß bin ich dazu bereit, doch nur unter einer Bedingung, daß wir die Kosten theilen werden.“

„Die Kosten theilen? ach, warum nicht gar, Sie haben ja keinen Fennig. Wägen kann ich es mir leisten, die Kleine anständig begraben zu lassen. Doch darüber werden wir morgen sprechen, jetzt aber müssen Sie verschwin- den, denn ich habe keine Zeit mehr.“

„Nun?“ fragte ihn Biedouche, als Binos zurückkam.

„Nun,“ erwiderte Binos, „ich habe gefunden, was wir suchen. Die Kleine wohnte dort seit einem Monat, und die alte Here, welche die Wirthin dieses Hotel Garni ist, wird sich nach der Morgue begeben, um sie zu re- cognos- zieren. Sie hat mir den Namen der Todten gesagt und...“

„Vorzüglich, ausgezeichnet; aber haben Sie ihr auch gesagt, was Sie von dem Tode im Omnibus hielten? Weiß sie, daß die Kleine ermordet worden ist?“

„Sie hat keine Ahnung davon; oh, ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe, und habe gleich eingesehen, daß, wenn ich mit ihr von einem Verbrechen spräche, sie aus Furcht, sich zu compromittiren, jede Auskunft verweigern wür- de. Sie hat mir gesagt, die Kleine hätte Verwandte in Paris und wäre alle Tage ausgegangen, um Gefang- stunde zu nehmen.“

„Verwandte in Paris? Das ist sehr unklar, und der Gefangensunterricht war vielleicht nur ein Vorwand; wo wohnt denn dieser Gefangenslehrer?“

„Das wußte die Alte nicht.“

„Nun, so müssen wir vor allen Dingen die Adresse des fraglichen Lehrers ausfindig machen.“

„Er soll in der Gegend des Jardin des Plantes wohnen, und nur Sie auf der Welt sind im Stande, ihn zu ent- decken.“

„Ich werde es versuchen, und viel- leicht wird's mir gelingen. Die Haupt- sache ist: wir müssen in Erfahrung bringen, wer ein Interesse daran hatte, dieses junge Mädchen umzubringen.“

„Binos sentte das Haupt und schen- tete sich besonders überzeugt.“

„Mein Lieber,“ fuhr Biedouche fort, „wenn Sie kein Vertrauen zu mir ha- ben, so genieren Sie sich nicht, und sa- gen Sie es mir; mir liegt durchaus nichts daran, mich an dieser Geschichte zu betheiligen.“

„Aber, ich bitte Sie, ich habe ein un- begrenztes Vertrauen zu Ihnen.“

„So lassen Sie mich handeln, doch unter der Bedingung, daß Sie mit niemandem von mir sprechen.“

„Haben Sie keine Angst, man soll es nicht erfahren; mit dem sollte ich denn davon sprechen?“

„Nun, mit Ihren Kameraden zum Beispiel. Seit den drei Tagen, da Sie mich suchten, haben Sie die Geschichte sicherlich nicht für sich behalten; darauf möchte ich wetten.“

„Ich schwöre Ihnen, Biedouche...“

„Schwören Sie nicht, lieber Freund, ich lese in Ihren Augen, daß Sie mit jemand darüber gesprochen haben; sagen Sie mir, mit wem, das ist mir lieber.“

„Ihnen kann man wirklich nichts verbergen; ja, ich habe einen Vertrau- ten, doch das ist ein ernsthafter Mensch, der schwiegen wird, davon bin ich sehr überzeugt, denn dieses Abenteuer in- teressirt ihn gar nicht, und er denkt schon nicht mehr daran. Es ist der Maler Paul Freneuse.“

„Oh, den kenne ich dem Namen nach und auch von Ansehen. Haben Sie ihm gesagt, daß Sie mit mir zusam- men arbeiten wollten?“

„Nein, er weiß nicht einmal, daß Sie existiren, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.“

Biedouche überlegte einen Augen- blick; Binos' Erklärungen schienen ihn beruhigt zu haben, und er sagte nach kurzem Schweigen in entschlossenem Tone:

„Ich habe Ihr Ehrenwort und rechne darauf, und darum werde ich mich mit dieser Angelegenheit auch noch weiter befassen. Behalten Sie sich ruhig und kommen Sie morgen in den „Großen Saal“, vielleicht habe ich Ihnen Neues mitzutheilen; jetzt müssen wir uns trennen.“

„Ich gehorche, erhabener Meister,“ sagte Binos in heiterem Tone und schüttelte Biedouche die Hand, der seine Schritte so leicht dem äußeren Boule- vard zuwandte.

5.

Während Binos und Biedouche durch einen Zufall die Wohnung und den Namen der armen Todten fanden, hatte der Kapitalist Paullet ganz an- dere Sorgen, als die Urheber des Ver- brechens im Omnibus zu verfolgen, und zwar aus mehreren Gründen, deren erster der war, daß er von der gan- zen Geschichte keine Ahnung hatte.

Die Depesche, welche ihm mittheilte, sein Bruder wäre gestorben und hätte ihn enterbt, war im gewöhnlichen De- peschenstil abgefaßt gewesen, das heißt, der Absender hatte die Worte betätigt gepakt, daß das Telegramm kaum verständlich war. Herr Paullet hatte sofort telegraphisch, um ausführlicheren Erklärungen zu erbitten, und der Notar des Verstorbenen hatte ihm lator- nisch acantmortet: „Ich reise morgen nach Paris.“

Der Testator war in Amelie-les- Bains, einem am Fuße der östlichen Pyrenäen, 250 Meilen von der Haupt- stadt gelegenen Badeort verstorben. Der Notar, welcher seinen letzten Willen aufzunehmen hätte gewiß sein Do- mizil nicht verlassen, hätte es sich nicht darum begeben, dem Bruder des Ver- storbenen eine Kopie des Testaments zu überbringen.

Am vierten Tage, nach einem trüb- selligen Frühstuck, zum dem Marquise unter dem Vorwand einer Migräne nicht erschienen war, hatte sich der enterbte Vater eben an seinem Schreib-

isch niedergelassen, als einer seiner Diener ihm meldete, ein Herr wüßte ihn zu sprechen.

„Es ist gut, lassen Sie den Herrn eintreten!“

Eine Minute später öffnete sich die Thür.

„Wie, Sie sind's?“ fragte der Kapita- list, „ich hatte Sie doch ersucht, nur dann wiederzukommen, wenn Sie mir anstatt unklarer Vermuthungen be- stimmte Nachrichten bringen können.“

„Ich habe mich ganz nach Ihren Be- fehlungen gerichtet, mein Herr,“ erwiderte der Besucher. „Sie haben mich seit einiger Zeit nicht gesehen, weil ich Ihnen nichts Neues mitzutheilen hatte; doch heute habe ich viel Neuigkeiten.“

„Das werden wir sehen; aber zu- nächst nennen Sie mir doch Ihren Na- men, den ich vollständig vergessen habe,“ sagte Herr Paullet nachlässig.

„Auguste Blanchelaine.“

„Sehr gut, jetzt erinnere ich mich; Sie behaupten, Geschäftsmann zu sein und wohnen in Faubourg St. Ho- noré.“

„Rue de la Sourdière.“

„Ganz recht, ich muß Ihre Adress- irgendwo notirt haben, doch ich hatte sie verfaßsen, denn ganz fälschlich hat mich jemand darnach gefragt, und ich habe sie ihm nicht geben können. Dar- um hätten Sie gut,“ sagte Herr Pau- let hinzu „mit Ihre Karte doch zula- ssen.“

„Ich habe keine bei mir, doch wenn Sie mir die Adresse des Herrn nennen wollen, der mich zu sprechen wünscht, so...“

„Einen Augenblick, sobald Sie mir die Nachrichten mittheilt haben, die Sie mir bringen. Wie weit sind Sie mit Ihren Nachforschungen?“

„Sie sind beendet.“

„Wie das?“

„Ich habe den Beweis in der Hand, daß Bartholomäus Astrodi, die im letz- ten Jahre in Rom verstorben ist, eine Tochter Bianta hinterlassen hat, die im Jahre 1872 geboren wurde.“

„Am Jahre 1872?“ wiederholte Herr Paullet, dessen Gesicht sich zu- lehends verdußerte.

Nachdem, am 24. Dezember, ich habe mir eine Kopie des Lauffcheines verschaffen können.“

„Sagen Sie her.“

„Ich habe ihn nicht bei mir; doch ich werde ihn Ihnen übergeben, wenn der Augenblick gekommen ist.“

„Und was ist aus diesem Mädchen geworden?“ zweifellos ist sie ver- schwunden?“

„Allerdings, das heißt, sie hat ihre Mutter zehn bis zwölf Jahre nach ihrer Geburt verlassen. Dieselbe hat aber stets gewußt, wo sie sich aufhielt. Zu Beginn dieses Winters sang diese Bi- anta im Chor des Scala-Theaters in Mailand.“

„Und ist sie dort jetzt noch?“

„Nein, mein Herr, sie ist vor einem Monat nach Paris...“

„Nach Paris? was wollte sie hier?“

„Ihren Vater aufsuchen, der ein Franzose war.“

„Ah, sehen Sie doch,“ rief der Ka- pitalist, augencheinlich geärgert, „das ist ja ein Roman, den Sie mir da er- zählen!“

„Es ist die Wahrheit. Ich habe mich genau erkundigt und weiß sogar so ge- nau Bescheid, daß ich Ihnen den Na- men dieses Franzosen nennen kann. Er hieß Francois Boyer und lebte sei- ner Zeit in Rom. Jetzt bewohnt er das Departement der östlichen Pyre- näen.“

„Was wissen Sie noch weiter?“ fragte Herr Paullet und bemühte sich, eine gleichgültigere Miene anzuneh- men.

„Mein Herr,“ sagte Auguste Blan- chelaine, „ich könnte mich sozusagen in meine Verdingung zurückziehen und mich darauf beschränken, Ihnen über den mir angeworbenen Auftrag Rechenschaft abzulegen. Meine Thätigkeit wäre damit beendet, und es bliebe mir nichts mehr übrig, als den Preis für meine Bemühungen zu verlangen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich sehr wohl weiß, welches Interesse Sie da- ran haben, in Erfahrung zu bringen, was aus der Tochter der genannten Astrodi geworden ist.“

„Aber ich habe gar kein Interesse dabei.“

„Sprechen wir doch ernsthaft! Wenn Sie kein Interesse dabei hätten, so würden Sie mir wohl nicht für genaue Auskünfte 1000 Francs versprochen haben.“

„Nun, mein Herr, ich habe mir erlaubt, nach diesem Interesse zu suchen, und hatte keine große Mühe, es zu entdecken: Bianta Astrodi, die To-chter der Bartholomäus Astrodi, ist Ihre Nichte.“

„Das ist nicht wahr, ich habe keine Nichte.“

„Na, sie ist nur Ihre Nichte hinter Hand, und außerdem ist Herr Fran- cois Boyer ihr Vater, nur Ihr Stief- bruder. Sie sind trotzdem für den Theil des Vermögens, das er von ih- rer Mutter her hat, sein natürlicher Erbe, und dieser Vermögensantheil ist schon der Mühe werth, denn er reprä- sentirt ein sehr bedeutendes Kapital.“

„Und wenn dem so wäre?“ rief Herr Paullet, die Existenz dieses Mädchens würde mich nichts kümmern! Wenn mein Bruder die Absicht hatte, eine Fremde zu seiner Universalerbin zu machen, so hätte er sich um diese Ver- sion bekümmert, doch er hat seit langen Jahren nie den Versuch gemacht, sie zu sehen.“

„Vielleicht hat er sie aus dem Gesicht verloren und sie trotzdem nicht verges- sen.“

„Sie scheinen darüber ja mehr zu wissen als ich,“ verlegte Herr Paullet mißtrauisch.

„Nicht mehr, aber ebensoviel,“ ent- geantete Auguste Blanchelaine mit größter Ruhe. „Ich habe einen Freund

Ein Meisterstück der Dressur.

Ein Kurzer ein deutscher Löwenbän- diger, der augenblicklich bei einem nie- derländischen Circus in Amsterdam gastirt. Sozusagen ein „Hauptschla- ger“ seiner Production war die Fütte- rung der Löwen, mit der er allabend- lich folgendes Dressurstückchen ver- band. Nachdem die Löwen nämlich über ein großes, ihnen vorgeworfenes Stück Fleisch hergefallen waren, trat er entschlossen mit einem Fuß auf die- ses, und die Thiere wichen zurück. Dies veranlaßte nun einen Engländer zu der Anfrage, ob er gegen eine hohe Summe geneigt sei, dies Wagnis auch dann zu unternehmen, wenn den Lö- wen drei Tage lang nicht die geringste Nahrung verabreicht worden sei. Der Löwenbändiger war damit einverstan- den und erbat sich nur noch eine drei- wöchige Frist zur Vorbereitung, die ihm schließlich auch gewährt wurde. Da nun während dieser Zeit die be- treffenden Vorstellungen ausfallen mußten, so wurde das Amsterdamer Publikum von dem ganzen Unterneh- men in Kenntniß gesetzt, und bezrei- chungsweise war der Circus an dem vereinbarten Abend bis auf den letzten Platz besetzt. Mit fieberhafter Span- nung erwartete Alles die Schlußnum- mer des Programms und ein merkwür- diges Gruseln bemächtigte sich der Zu- schauer, als der Käfig mit den Löwen, deren dreitägige Aushungerung der Engländer aufs Beilichtheit hatte be- wachen lassen, heringebracht wurde. Unter dem marktschreierischen Ge- brüll der Löwen betrat der Bändiger mit einem riesigen Fleischklumpen den Käfig, warf ihn unter die Bestien, hob die Peitsche empor — kein Thier rührte sich vom Platze. Er ersah das Fleisch, warf es ihnen abermals vor und in wenigen Augenblicken war es vertilgt. Unter brausendem Beifall verließ nunmehr der tühne Bändiger den Käfig, die Prämie hatte er gewon- nen. Als er nun beim Souper, das der Engländer nach der Vorstellung ihm zu Ehren gegeben hatte, allerseits auch um nähere Erklärung über seine Vorbereitungen gebeten wurde, gab er folgenden Aufschluß: Während der dreiwöchigen Vorbereitungsfrist hab- er die Löwen immer drei Tage lang hungern lassen, am vierten aber habe er ihnen zuerst ein mit Petroleum getränktes Fleischstück zugeworfen, vor dessen unerträglichem Geruch die Löwen stets zurückgeprallt seien, und dann erst ein gewöhnliches. Die Löwen seien allmählich daran so gewöhnt worden, daß sie auch bei der Vorstel- lung auf das erste Hinwerfen des Fleisches, in der Meinung, ein petro- leumburchränktes vor sich zu haben, gar nicht reagirten, und erst beim abermaligen Hinwerfen des Fleisches, im Glauben, ein anderes Stück vor sich zu haben, über dieses herfielen. — Dies war die einfache Lösung des Scherzes tollkühnen Wagnisses.

Einer eigenartigen Buchführung be- dienen sich die Kaufleute im Kaufhaus. Ein kürzlich aus der durch das Erbbe- ding zerstörten Stadt Schemacha in Be- tersburg eingetroffener russischer Kauf- mann erzählte einem Reporter auf des- sen Frage, ob die Kaufleute in Schem- acha Bücher führten; die ganze kauf- männische Buchführung bestehe dort bar- in, daß man sein Soll und Haben auf Papierstücken schreibe und diese aufbe- wahre. „Wir benutzen dazu verschiede- nenfarbige Bleistifte,“ erklärte der Kauf- mann. „Die meisten Kaufleute in Schem- acha schreiben den Betrag, den sie Jemandem schuldig sind, mit Blau- stift auf einen Zettel und stecken ihn in die Westentasche. Die Summen, die sie zu bekommen haben, notiren sie mit Rothstift auf andere Zettel. Das ist unsere Buchführung. Nicht wahr, höchst einfach!“

Schluß.

Das tolle Lachen, in das die Schau- spielerin ausbrach, die die Marquette spielte, ist unbeschreiblich, und auch die andere, die Brubone oder Richtige gab, schüttelte sich vor Lachen. Und nicht minder lachten das Publikum, der Souffleur, der Capellmeister, die Logenschichterin und sogar der Di- rector. Aber der Letztere belegte mich, weil ich etwas, was nicht in der Rolle stand, hinzugefügt hatte, mit einer Geldstrafe von zwei Francs, gerade soviel wie mein Spielhonorar aus- machte. Ein Unglück kommt aber nie allein. Denn als ich am folgenden Tage um mich zu trösten, die 5 Francs vom dem Apotheker holen wollte, wei- gerte sich dieser energisch, sie mir zu geben, unter dem Vorwand, daß ich mich bei meiner Reclameverordnung — in der Adresse geirrt und die seines Concurrenten angegeben hätte. ...

„Bedor wir uns verheirathen, müßt Du mir versprechen, keine Cigaretten mehr zu rauchen.“

„Ich verspreche es Dir hiermit.“

„Fällt Dir das nicht schwer?“

„Na, wo, ist rooche dann eben nur Pfeife!“

Die gelbe Gefahr: Der Eier-Corner.

Um nichts ist es so schade, als um einen guten Gedanken, wenn ihn ein — Stümper hat.

\*\*\*

Eine Hochschule für Militär-Artzte verlangen der Kriegs- und der Mar- tine-Minister. Die Herren scheinen zu glauben, daß man in Uniform andere Starkeiten bekommt als in Civil.



Das tolle Lachen, in das die Schau- spielerin ausbrach, die die Marquette spielte, ist unbeschreiblich, und auch die andere, die Brubone oder Richtige gab, schüttelte sich vor Lachen. Und nicht minder lachten das Publikum, der Souffleur, der Capellmeister, die Logenschichterin und sogar der Di- rector. Aber der Letztere belegte mich, weil ich etwas, was nicht in der Rolle stand, hinzugefügt hatte, mit einer Geldstrafe von zwei Francs, gerade soviel wie mein Spielhonorar aus- machte. Ein Unglück kommt aber nie allein. Denn als ich am folgenden Tage um mich zu trösten, die 5 Francs vom dem Apotheker holen wollte, wei- gerte sich dieser energisch, sie mir zu geben, unter dem Vorwand, daß ich mich bei meiner Reclameverordnung — in der Adresse geirrt und die seines Concurrenten angegeben hätte. ...